



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Alte und neue Romantik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

darüber haben die Berufenen zu entscheiden. Solche Forderungen werden auf zuständiger Seite erhoben, und sie werden durchgesetzt werden müssen. Die Möglichkeit des Vorwärtstommens erzeugt überall in den wissenschaftlichen Berufen auch wissenschaftliches Streben; nirgends wird der Durst danach größer sein als in den Lehrerkreisen selbst; der ganze Stand wird wieder auf eine andre Stufe gehoben werden, nach außen und nach innen, wenn ihm freier Weg gegeben wird. Übrigens sollten sich wohl auch noch andre Wege für ein Weiterstreben öffnen lassen als gerade auf dem engsten Fachgebiet. Man spottet ja längst darüber, daß die Juristen die Mädchen für alles sind auf den praktischen Gebieten, für die sie auf der Universität doch nicht das mindeste lernen; sie verstehen alles und machen alles und greifen jede Arbeit an. Zu manchem, was jetzt Domäne der Juristen ist, wird sich auch die allgemeine Bildung der Philologen eignen.

Den Männern, die jetzt ihre Kraft an die Befreiung und die Hebung des Gymnasiums setzen, wird es hoffentlich gelingen, daß alles in gute Wege geleitet wird. Aber sie haben große Hindernisse zu überwinden; im Innern in dem Schlendrian, der sich nicht stören lassen mag und mit allen Kräften gegenstemmen wird — da wird erst manches absterben müssen, was jetzt noch den Bakel schwingt; nach außen in den materiellen Schwierigkeiten und in der Zaghaftigkeit der Regimente, mit Forderungen an die Steuerzahler heranzutreten. Die Klassen, denen die höhern Schulen zunächst fruchten, können auch die Mittel aufbringen. Mit Leichtigkeit.

Pflicht ist es für jeden, der ein Herz für die Jugend und für die Zukunft unsers Volks hat, beizuspringen und mit allen Kräften zu helfen, wenn jetzt Hand angelegt wird, das Gymnasium zu heben. Man giebt sich mit so unendlich viel überflüssigem Vereinswesen ab. Hier ist einmal ein vernünftiger Zweck. Die Väter und die Jugendfreunde, die Vertreter einer humanistischen Lebensanschauung, sie sollten zusammentreten zu Vereinen zur Förderung des Gymnasialwesens.



Alte und neue Romantik



edenkfeiern pflegen nicht nur Menschen zu angenehmen Festen zu versammeln, sie lenken bisweilen auch ihre Gedanken zurück in die Vergangenheit, und dann entstehen leichte Festschriften oder auch gehaltvollere Arbeiten über längst Vergessenes; wenn sichs aber um das Andenken von Dichtern handelt und dieses mit einiger Stärke auf das zeitgenössische Dichten reflektiert, so bekommen wir außerdem noch eine Dichtung, die dem einen dies, dem andern das bedeuten wird, und die wir auch wohl einmal als Jubiläumslitteratur ansehen dürfen. Wäre nicht nach 1870 der junge Goethe wieder wissenschaftlich erforscht und

lebendig gemacht worden, so hätten sich die jungen Dichter der achtziger Jahre schwerlich als Stürmer und Dränger gefühlt und bezeichnet, und daß ihnen dann weiter noch Symbolisten, Dekadenten oder Neuromantiker gefolgt sind, war kein Bedürfnis unsrer Zeit, die alles andre eher ist als verträumt, müde und romantisch, sondern ein Ergebnis wissenschaftlicher Bemühungen und historischer Rückblicke, Jubiläumstimmung also, die sich in Dichtung umgesetzt hat. Als im Musenalmanach von 1800 Schillers Lied von der Glocke erschien, wollten sich die Romantiker totlachen: das war alles so feierlich ernst gesagt, so deutlich und ohne eine Spur der romantischen Ironie, für die Schiller der Sinn gänzlich fehlte. Und heute nach hundert Jahren? Schillers Glocke lebt und schwingt und klingt uns hell ans Herz, aber die romantischen Glocken sind längst von ihrem Stuhle herabgefallen, verstummt und versunken, und wenn sie einmal einer wieder anschlägt, so geben sie wohl noch einen Ton und läuten, aber so, wie versunkne Glocken läuten müssen.

„Im Bildungshorizont der obern Zehntausend ist nur noch wenig von der romantischen Dichtung selbst lebendig, und ebenso im Volksbewußtsein nicht mehr viel,“ heißt es in der Vorrede einer schöngedruckten, stilvoll ausgestatteten Anthologie der romantischen Lyrik: Die blaue Blume (Leipzig, Eugen Diederichs). Und weiter: „Man wird staunen, welche reichsten Schätze echter deutscher Dichtung hier unbeachtet in den Bibliotheken, diesen Totenkammern des Geistes, zu vermodern begannen, und wie es möglich war, daß fünfzig Jahre vergehn konnten, ohne daß jemand sie wieder gehoben hätte.“ Wenn wir auch annehmen möchten, daß es zwischen den Zehntausend und dem Volke noch eine mittlere Schicht giebt, der das hier Gebotne nicht ganz so staunenswert neu sein wird, so ist doch jedenfalls soviel richtig, daß Goethe, Schiller, Uhland, Heine oder Rückert uns vertrauter sind als die romantischen Lyriker, und daß diese unsre Teilnahme sicherlich ebenfalls verdienen. Nur hätten die Herausgeber, Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski, ihren Zweck noch besser erreicht, wenn sie sich auf die eigentlichen und in der Literaturgeschichte so genannten Romantiker beschränkt und nicht das achtzehnte Jahrhundert und eine Menge moderner Dichter (Geibel, Scheffel, Fontane usw.) mit allbekannten Gedichten mit hineingezogen hätten. Dann wären die Hauptdichter, Novalis, Tieck, die Schlegel, Brentano besser zu Worte gekommen, die jetzt doch nur kümmerlich vertreten sind. Was sollen uns dreizehn Gedichte von Heine oder sechs von Rückert, die nicht einmal alle charakteristisch sind? An Stelle der vier Lieder von Schenkendorf hätte besser ein einziges gestanden, das Lied vom Rhein (Es klingt ein heller Klang); es giebt den Mann ganz und ist romantisch wie kein andres. Und, um auch die Jüngsten zu berühren, wenn die Brüder Stöber (von denen übrigens August der ältere war, nicht Adolf) „recht bescheidne Talentchen“ sind, warum nehmen sie dann hier mit vier sehr unbedeutenden Gedichten den andern den Platz weg? Gottfried Kinkel endlich hat bisweilen den Ton der Rheinromantik recht gut getroffen, aber der hier mitgeteilte Abschied des Lehnsmannes ist flau und konventionell

und zeigt nichts davon. Es macht uns wirklich kein Vergnügen, die Auswahl noch weiter zu bekritteln; wir wollten nur andeuten, warum sie uns nicht befriedigt hat: sie giebt zu vielerlei und keine Vorstellung von dem Umfang der ältern Romantik, auf die es doch vor allem ankommt. Und nun noch eins. Anstatt einer durchgearbeiteten litteraturgeschichtlichen Einleitung erhalten wir zwei getrennte Essays der beiden Herausgeber, persönlich empfunden und sehr lebendig geschrieben. Das mag modern sein, aber wissenschaftlich ist es nicht, und für den, der Belehrung sucht, sehr unbequem; er will etwas abgeschlossenes, anleitendes, worauf er fußen kann, und bekommt statt dessen den Eindruck, als wären seine Lehrer mit ihren Formulierungen selbst noch nicht ganz fertig und mit sich eins geworden. Übrigens ist Karl von Raumer, von dem ein Gedicht mitgeteilt wird, der Erlanger Mineraloge, der auch eine bekannte Geschichte der Pädagogik geschrieben und einiges aus Augustin übersetzt hat. Dagegen ist der Geschichtschreiber der Hohenstaufen, über den sich Heine lustig machte („das Raumerchen“), sein Bruder Friedrich, der in Berlin lebte. Wir würden das kleine Quiproquo mit Stillschweigen zugedeckt haben, wenn sich nicht der eine Herausgeber selbst über diesen so unbarmherzig lustig gemacht hätte.

Die Romantiker sind unsrer Teilnahme wert, sagten wir, und darum ist es gut, daß man ihre Jubiläen feiert und sie selbst uns wieder nahe zu bringen sucht. Zwar die litteraturgeschichtlichen Vorlesungen und Aufsätze der Brüder Schlegel sind niemals ganz vergessen worden und stehn noch heute bei den Kundigen in großen Ehren, und auch ihre geistvollen Kunstbetrachtungen hat man in neuerer Zeit wieder gebührend beachtet, die Gespräche über die Gemälde der Dresdner Galerie im zweiten Bande des „Athenäums“ (1799, hauptsächlich von August Wilhelm und Caroline Michaelis verfaßt) und die Pariser Kunstkritiken Friedrichs in der „Europa“, 1803. Aber das sind Leistungen der Kritik. Mit den eignen Schöpfungen der romantischen Dichter verhält es sich anders. Man warf ihnen von jeher vor, und sie selbst, die sich mit Unterstützung ihrer geistreichen Frauen und Freundinnen gegenseitig reichlich beleuchteten und charakterisierten, haben es einander bescheinigt, daß sie keine wirklichen Dichter seien, weil sie nichts „machten,“ da doch der Poet ein Macher ist und sein soll. Sie hatten alle eine Abneigung gegen das berufsmäßig geregelte Arbeiten und wanderten, sie hatten Empfindung für alles und griffen vieles an, trugen sich mit Plänen und ließen Programme über alles mögliche in die Zukunft hinausleuchten. Der einzige, der Arbeitslust hatte und die Überzeugung von dem Werte des praktischen Amtes für die geistige Vervollkommenung eines Menschen in sich trug, Novalis, starb früh und ist Fragmentist geblieben. Friedrich Schlegel, nächst ihm der gedankenreichste, wurde zuletzt faul und genußsüchtig, und das beste von ihm steckt ebenfalls in Fragmenten und Aphorismen. Vielerlei Kenntnisse also und feinste künstlerische Empfindung, eine Bildung der allerhöchsten Art, aber keine fertige poetische Leistung! Von Tieck, der doch der eigentliche Dichter unter ihnen ist, wird heute keiner mehr ein Drama oder ein Bündel Novellen zu seinem Vergnügen

lesen, außer dem Litterarhistoriker oder dem Dichter, der sich wieder für einen Ritt in das romantische Land ausrüsten möchte. Kurz, es giebt kein großes Ganzes hier, das wir rein und ohne historische Voraussetzungen genießen könnten, wir müssen uns das einzelne Schöne, das noch klingt und erwärmt, aus einer toten Masse herausfuchen, und andres könnte höchstens durch Kenntnisse, die dem Einzelnen verloren sind, wieder lebendig gemacht werden. Sogar in der Lyrik der Romantiker, von der wir ausgingen, wie selten sind da die ganz reinen Naturlaute des Herzens, die gleich, wenn sie zum erstenmal laut werden, eine Anweisung auf die Ewigkeit mitbringen, wie Clemens Brentanos „Es sang vor langen Jahren“; und sehr groß ist auch die Zahl der spruchartigen und erzählenden Gedichte nicht, die ihren Weg in die Welt gemacht haben oder allein ohne Kommentar machen könnten, wie es Verse von Schiller und Goethe gethan haben bis auf den heutigen Tag. Die Romantiker sind reizbar und empfänglich für alles, was sie umgiebt, ihr Sinnesvermögen ist bis ins krankhafte verfeinert und gesteigert. In einem Zwielicht, das für andre Dunkelheit ist, sehen sie noch, oder sie meinen es wenigstens, und darum suchen sie es mit Vorliebe auf. Sie verkehren mit dem Unbegreiflichen und sprechen am liebsten Halbverstandnes, denn die volle Klarheit ist nüchtern wie das Tageslicht oder wie das menschliche Denken, das z. B. nach Novalis nur ein Traum des Fühlens ist, ein erstorbnes Fühlen, ein blaßgraues, schwaches Leben. Daher kommt ihre Vorliebe für das Märchen, für unbestimmte Umrisse und schwankende Grenzen in den Künsten, für poetische Prosa und malerische Plastik, das Widerspiel also von Lessing. Das ganze Wissen der damaligen Welt berührt an irgend einem Punkte ihr Interesse; sie lehnen es ab oder nehmen es an. Philosophen, Theologen, Naturforscher, Historiker, Sprachkundige und Juristen gehören zu ihrem Kreise; sie sind die Enzyklopädisten ihrer Zeit, wenigstens eines kurzen Zeitraums, bis die Anregungen, die sie verbreiten, überall Früchte tragen und sich in strenge, ernste Arbeiten der einzelnen Fächer umsetzen, denen gegenüber sie selbst mit ihren Leistungen dann schließlich als Dilettanten dastehn. Wer sie verstehn will, muß sich wieder in ihre Zeit hineinversetzen; kein einziges ihrer Werke ist populär geworden, aber alle tragen etwas bei zu dem Bilde eines verschwenderisch reichen geistigen Lebens, dessen hohes Ziel der vollkommne Mensch war, und dessen Produkt ein litterarisches Virtuositentum gewesen ist, wie es Deutschland nicht wieder gehabt hat. Gegen den Reichthum an Gedanken, Einfällen und Formen, mit dem man damals um sich warf, ist unsre neueste Romantik kümmerlich, eine Ware aus zweiter Hand, die nur dem neu vorkommt, der die alte Romantik nicht kennt. Wichtiger als Neudrucke ihrer Werke, die ohne weiteres keinen großen Leserkreis mehr finden werden, sind zunächst gute Bücher über die Romantik, vom Standpunkt unsers heutigen Wissens und in einer Schreibart, die ihren Gegenstand lebendig macht. Um es stark auszudrücken, die Umwelt dieser Gedanken und die Art, wie sie entstanden, interessiert uns heute mehr als die fertigen Werke der Romantiker; wenn sie aber außerdem selbst

noch in einer geschickten Auslese aus ihren Büchern und Briefen zu Worte kommen, so mögen einzelne Leser dann weiter wie durch eine Anthologie zu ihren vollständigen Werken hingeführt werden.

Diese Aufgabe ist prächtig gelöst in einem fesselnd geschriebenen Buche von 400 Seiten: Blütezeit der Romantik von Ricarda Huch (Leipzig, Haessel, 1899). Gemeint ist die Frühromantik bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit Jena als Hauptstätte und mit Ausblicken auf Dresden (Tieck) und Berlin (Schleiermacher), bis dahin, wo Novalis stirbt (1801), Fichte und August Wilhelm Schlegel nach Berlin, Friedrich nach Paris gehn, und Schelling Jena verläßt, um bald darauf August Wilhelms Gattin, Karoline Michaelis, zu heiraten. Tieck und die beiden Schlegel werden noch in einem Überblick bis in ihr Alter verfolgt, übrigens aber ist die spätere Entwicklung der Romantik einem künftigen Buche vorbehalten. Die Stimme der Frauen galt bei den Romantikern viel, und davon zu berichten mußte für eine Frau einen besondern Reiz haben. Die Verfasserin hat daraus die Wärme eines lebendigen und höchst persönlich geprägten Ausdrucks gewonnen, ohne der Verlockung zu sentimentalen Oberflächlichkeiten, die hier so nahe lag, nachzugeben. Sie bevorzugt die dämonisch kluge Karoline Schelling gegen Dorothea Witt-Mendelssohn, Friedrich Schlegels Gattin, die eine Güte des Herzens hatte, die „Frau Lucifer“ entbehrte, und die doch auch intellektuell höher stand, als sie der Verfasserin erschienen ist, und in der künstlerisch freien Gruppierung der Menschen und Dinge passiert es ihr auch wohl einmal, daß sie Novalis in Dresden sterben läßt anstatt an seinem Amtssitz Weisensfels. Aber das sind Kleinigkeiten. Wenn sie von den Philosophen reden muß, von Kants Ding an sich, oder von dem strengen nüchternen Fichte, der den romantischen Dämmerungsmenschen zu grell und schneidend, Tieck sogar beinahe widerwärtig war, von dem Sprudelkopf Schelling, der ihrem Naturbedürfnis entgegenkam, und weil er sich hier mit Novalis am nächsten berührte, diesen mit den Augen eines Rivalen ansehen mußte: so geschieht das mit der Sachkenntnis des Mannes, aber nicht in der Schulsprache der Philosophen, und darum macht es mehr Eindruck. Die Abschnitte des Buches handeln bald mehr von Menschen: den Brüdern Schlegel, Karoline, Novalis, bald mehr von Sachen: romantischer Philosophie, Liebe und Ironie oder romantischen Büchern. Die Personen werden gezeichnet mit kleinen Zügen, die sich nach und nach zusammenschließen, die weniger bedeutenden auch durch eine einmalige Charakteristik, die sehr schön bei Wackenroder ausgefallen ist; ihre Gedanken und ihre Bücher werden uns immer zunächst in ihrer Wirkung auf die damalige Zeit, also als etwas lebendiges, geschichtlich neues vorgestellt, und von da aus werden wir dann zu Werturteilen geführt und schließlich zu den großen Formeln, dem Zwiespalt unsers Daseins und der Sehnsucht nach dem Fehlenden, der Vereinigung von Fühlen und Wissen, der Menschenbildung und der Poetisierung des Lebens, dem höhern Künstlertum, *l'art pour l'art*, und was sonst noch alles gerade heute wieder in Vers und Prosa wie aus nie entdeckten Quellen daher rauscht.

Proben der Darstellung zu geben müssen wir uns versagen, die Auswahl würde auch schwer sein, denn eigentlich ist jede Seite gleich schön geschrieben; lieber wollen wir vergleichend ein ebenso anziehendes, erst kürzlich erschienenenes Buch hier anschließen: *Novalis der Romantiker* von Ernst Heilborn (Berlin, Georg Reimer). Es hat etwa den halben Umfang und behandelt natürlich Novalis eingehender als Ricarda Huch, aber doch nicht ihn allein, sondern den ganzen Senaer Kreis, mit Nachdruck z. B. Fichte, der auf den Studenten Novalis sehr viel Eindruck machte. Heilborn hat ganz umfassende Studien gemacht, ihm stand das Familienarchiv zur Verfügung mit Briefen von so intimer Beschaffenheit, daß ein Teil ihres Inhalts nicht veröffentlicht werden konnte. Sophie von Kühn, die Novalis zu seiner Beatrice idealisierte, war ein viel irdischeres Wesen, als man es sich früher gedacht hat, ihre Familie und ihre Umgebung rücken geradezu in eine bedenkliche Beleuchtung, und der Dichter selbst, „Fritz der Flatterer,“ bekommt bei dieser Rollenverteilung ebenfalls ein andres Gesicht. Er hat schon vielen den Hof gemacht, ehe er diese neue Geliebte auf ihrem Landsitz kennen lernt, dem Zauberschloß seiner Illusion, und lange bleibt es ungewiß, ob sie ihm mehr sein wird als ein vorübergehender Zeitvertreib. Erst als sie krank wird und es scheint, daß er sie verlieren muß, wird sein Gefühl heftige Sehnsucht, und aus dieser neuen Stimmung geht die Frühverklärte hervor, mit der er nach ihrem Tode (1797) im Geiste weiterlebt. Nach anderthalb Jahren verlobt sich der Schwindsüchtige mit einem Mädchen ohne Herz, der er wieder alle Vollkommenheiten andichtet, Julie und Sophie fließen in eins zusammen, und in mystischer Beschauung und aufflackernder Sinnlichkeit, in Todessehnsucht und dem Verlangen nach irdischem Liebesdienst verzehrt sich sein jetzt nur noch kurzes Leben. Eine Natur voller Gegensätze deckt sich vor uns auf. „Wie der erste Brief in der Lucinde, Schelmerei und Andacht und Essen und Gebet, alles durcheinander,“ sagte Dorothea Veit von ihm, und während die andern meinten, seine Krankheit hätte ihn nur verändert, urteilte sie: „Gemein wird man nicht, das wird einem angeboren.“ Niederschläge des Unedeln also, die sich in seiner Erscheinung sehr bemerkbar gemacht haben müssen. Friedrich Schlegel fand ihn gegen früher merklich geändert. Sein Gesicht sei länger geworden und winde sich gleichsam von dem Lager des Irdischen empor wie die Braut von Korinth, mit den Augen eines Geistersehers, die farblos geradeaus leuchten. Aber dieser Geisterseher war zugleich ein guter Verwaltungsbeamter, der auf praktische Erfindungen sann, auf Doppelfenster, künstliche Bewässerung und allerlei Verbesserung des Landbaus. Seiner Phantasie, die lange nicht so weit flog wie die Tiecks oder gar E. Th. A. Hoffmanns, stand ein nüchterner Verstand beobachtend und zügelnd gegenüber; sein Osterdingen ist zum größten Teil Verstandeswerk. Ein scharfsichtiger Kritiker, der sich selbst zur Ruhe mahnt und dann mit überanstrengten Nerven weiter eilt. Willensstark und alles seiner eignen Kraft zutrauend, möchte er die Natur erziehen und moralisch machen, sie als Mittler zu ihrem Ziele führen, zu Gott, und dabei fühlt er sich doch

an ein Schicksal hingegeben und gebunden, als ein Teil der Natur, des Universums, wie man schon damals am liebsten sagte. In der Natur aber ist ihm das Hinsterven größer als das Aufblühen, der Herbst besser als der Frühling, denn Tod ist das Ziel des Lebens; irgendwo schießen wir in dem Augenblick an, wo wir hier verschwinden, und das Wandern ist ein Bleiben in der Heimat. Nun kommen die krankhaft gesteigerten Vorstellungen von der Wollust der Selbstvernichtung im Sterben, wozu das Kranksein eine Vorstufe ist, ein „menschliches Vergnügen.“ Die große Natur verschlingt alles, was lebt, ihr Fressen und Verdauen ist der Grund aller Veränderung; die Verwesungstoffe werden Gegenstand liebevoller Betrachtung. Also ganz wie bei unsern Dekadenten. Novalis kann am besten produzieren, wenn er sich mit andern unterhält, und seine Schreibart ist die des Sprechenden: er interpungiert mit Gedankenstrichen, und seine Prosasätze sind oft nur Gedanken-sprünge. Aber in Versen spricht er die innere Sprache des Gemüts, die keinen Zweiten nötig hat, und für die seiner Stimmung natürlichste Form erklärt er selbst das Märchen.

Dieses Gegenfäßliche in Novalis Wesen ist darum wichtig, weil es das Unbestimmte, Schillernde in der Romantik überhaupt erklärt, da ja er ihr eigentlicher Mystagog war. Wir möchten, heißt es bei Tieck, der fremden Seele erläutern, was uns selbst nur halb deutlich ist, und unsre Gemälde erscheinen dem kältern Geiste wie Mißgeburten; unsre Seele liegt in unserm Körper wie ein armer Gequälter im Stier des Phalaris, und ihr Schreien verwandelt sich für die Menge draußen in belustigende Töne. Die Romantiker kannten sehr wohl das Erfordernis einer festen, klaren Form, aber praktisch fehlte ihnen die Kraft und auch der Wille dazu; es wäre ja dann um ihre Kunst geschehn gewesen. Ihre Zukunftskunst, die, wie Ricarda Huch offenbar mit Wohlgefallen bemerkt, „eine poetische Prosa oder prosaische Poesie sein muß. Denn wie könnte man sich verhehlen, daß die Poesie mehr und mehr von der Prosa verdrängt, daß aber diese dafür immer poetischer wird!“ Sa noch mehr, man könne beobachten, wie die bewußte Poesie Musik und die unbewußte Musik Poesie werden wolle; einstweilen könne man sich nur ein visionäres Traumbild davon machen, wie das erscheinen und wirken könnte, was man vielleicht in unendlicher Zeit Kunst nennt, und zwar eine, sodaß „jede Einzelkunst sich willig der allgemeinen hingiebt, ohne daß sie doch die Kraft verlöre, sie selbst zu sein. Schon aber deuten alle Zeichen darauf hin, daß auch hier das bewußte Chaos am Ziele der Entwicklung steht.“ Heilborn nimmt diese Universalkunst weniger feierlich: die gefährliche Verknüpfung der Poesie an die Musik hätte sich an der romantischen Dichtung gerächt, und Novalis hätte wie Richard Wagner eine Bereicherung durch ein Bündnis der Künste erstrebt, die thatsächlich eine Verarmung bedeute. Ganz sei jedoch dieser Universalitätstrieb nicht für die Dichtung verloren gegangen, denn unsre Naturempfindung sei durch die Romantiker, insbesondre durch Novalis verändert und vertieft worden, das zeige unsre Dichtkunst und unsre Malerei. „Eine

Landschaft soll man fühlen wie einen Körper," sagte Novalis. Wenn wir uns in sie hineinversetzen, so wird sie zu einem innern Erlebnis, einem état d'âme: wir sehnen uns nach der blauen Ferne und suchen die vertrauliche Dämmerung des Abends. Alles das hat uns aber ja auch schon Goethe ge-
deutet. Die Träume der Romantiker, findet Ricarda Huch, hätten sich in Böcklin erfüllt: „auch darin ist er der Künstler, den sie prophezeiten, daß er Maler, Musiker und Dichter zugleich ist; das Ziel des modernen Künstlers ist, den Geist mehrerer Künste in einer zu umfassen und auszudrücken.“ Wir brauchen diese Äußerungen, die wir nicht vermehren wollen, nicht zu glossieren. Man sieht leicht, daß sich die Geschichtschreiberin der Romantik dieser selbst verwandter fühlt als der Biograph des Novalis. Sie sieht mehr blau oder färbt rosa. Er ist kritischer und hat eine deutlichere Empfindung für das Dekadente in der Romantik. Seine Analyse des Heinrich von Ofterdingen ist ein Meisterstück in der Abwägung von Mängeln und Vorzügen, und in dem letzten Kapitel seines Buches, da wo er über die unvermeidliche Auflösung der Frühromantik, die äußere der Freundschaften und die innere der Anschauungen und Lehrsätze handelt, giebt er ein klares Bekenntnis: Man kann das Leben und die Wirklichkeit der Kunst nicht unterordnen, nicht den künstlerischen Maßstab zum Maßstab aller Dinge machen. Die Sehnsucht darf nicht dem Verstand diktieren. Die Phantasie soll nicht die Führerrolle in Leben und Wissenschaft, auch nicht in der Kunst, sogar da nicht, übernehmen. Die Romantik aber hatte eine Beeinflussung des Zeitgeistes nach der Richtung gebracht, die in Gefahren führte: eine Verleugnung der That, ein Zurückschrauben der Kultur. Die große Vorbereitung auf die Schlacht bei Jena.

Heilborns leicht geschriebenes Buch beruht auf einer schweren Vorarbeit, einer Ausgabe von Novalis Werken in zwei Bänden (ebenfalls im Reimerischen Verlage erschienen), der ersten wissenschaftlichen, die wir haben. Tief gab in der seinen vor hundert Jahren, was er hatte und wie er es konnte. Heilborn hat alle noch vorhandnen Handschriften benutzt und die frühern Drucke verglichen, vieles neu gefunden, alles kritisch geprüft und die stark vermehrten Fragmente chronologisch, soweit es möglich war, geordnet. Sie sind ja der wichtigste Teil der Werke von Novalis. „Aus ihnen hat besonders die Jugend bis in unsre Tage hinein eine tiefere und ernstere Lebensansicht und zwar weit unmittelbarer geschöpft als aus den besten poetischen Werken unsrer größten Geister, und sie werden diese Wirkung auch noch auf längere Zeit hinaus zu äußern imstande sein.“ Seit dies der geistvolle Wilmar in seiner *Litteraturgeschichte**) schrieb, zum erstenmale 1844, ist eine neue Romantik entstanden, erst in Frankreich, dann auch bei uns, ernst und tief ist sie zwar

*) Sie hat dieses Jahr ihre fünfundzwanzigste Auflage erlebt, und zwar ohne Abbildungen. Wie viele wären es wohl, wenn die Elwert'sche Verlags-handlung in Marburg sie beizeiten nach bekannten Mustern hätte illustrieren lassen! Aber es ist besser so. Wir empfehlen das edle Buch mit seiner vortrefflichen Fortsetzung von Adolf Stern allen, die es noch nicht kennen.

nicht immer geblieben, aber Novalis ist nie vergessen worden, und Heilborn ist überzeugt, daß das Interesse für ihn noch dauernd zunehmen und sich vertiefen wird. Wer mit einiger Kenntnis der modernsten Romantik zum erstenmale in diesen Fragmenten blättert, wird überrascht sein und erstaunt, was alles da schon steht. Die ganze Kunstlehre der Romantik, eine zusammenhängende Weltanschauung, um deren willen Novalis in die Geschichte der Philosophie gehört, außerdem noch umherflatternde Beobachtungen und Kenntnisse über einen weiten Umkreis, und dieser Encyclopädist hat nicht ganz neunundzwanzig Jahre gelebt und die letzten in quälender Krankheit zugebracht. Die moderne Romantik hat ihren Leibphilosophen Nietzsche (den freilich die wirklichen Philosophen nicht zu ihresgleichen rechnen); er berührt sich manchmal mit Novalis (wovon in den Grenzboten 1898, IV, S. 111), aber die Unterschiede zwischen beiden sind stärker. Der deutlichste ist, daß der eine seine Mitmenschen liebt, und der andre sie verachtet. Novalis wird also insbesondrer auch neben Nietzsche nützlich wirken, wie neulich in unserm zweiten Hefte Seite 100 „die edle Thorheit des frommen Tolstoi als Gegengift“ empfohlen wurde, und diese ausgezeichnete und gut gedruckte Ausgabe wird dazu weiter anregen.

Heilborn schlägt einmal eine Brücke zu Mallarmé und Maeterlinck von einem Fragment aus: „Erzählungen ohne Zusammenhang, jedoch mit Assoziation, wie Träume. Gedichte, bloß wohlklingend und voll schöner Worte, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang, höchstens einzelne Strophen verständlich, wie lauter Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen.“ Von Maeterlinck sind bei Eugen Diederichs in Leipzig in der gewohnten feinen Ausstattung und guten Übersetzung drei ältere (d. h. aber erst von 1891 und 1894) Marionettendramen („Mystische Spiele,“ sagt die Übersetzung) erschienen: Die sieben Prinzessinnen; Alladine und Palomides; Der Tod des Tintagiles. Alle drei stehn bei unsern Symbolisten in einem Ansehen, das dem naiven Leser von gewöhnlicher Reizbarkeit nicht ohne weiteres verständlich sein wird; das letzte hat man sogar bei uns hie und da mit Beifall über die Bühne gehn lassen, vor Zuhörern, die sich dann einander eine ausnahmsweise feine Sensation bezeugen konnten. Gehandelt wird in diesen Dramen nicht. Die Personen sind alt, krank, gelähmt oder auch beinahe gestorben, mindestens müde und verträumt. Sie stehn unter einem angstvollen Druck, dessen Ursache nicht klar ist. Sie sehen wie durch blinde Fensterseiben oder in die Dämmerung und glauben dann etwas zu bemerken, wovon sie Worte machen. Manchmal erzählen sie auch, was sie gehört haben, aber sie wissen nicht, wer es ihnen mitgeteilt hat: „ich meine, ich glaube, denn sicher weiß ich nicht, ob es überhaupt jemand sagte.“ Und die andern verstehn sie nicht: „saget ihr etwas? wir hörten es, aber genau hörten wir nicht, ob ihr etwas sagtet.“ Das sind nur schwache, simple Umschreibungen, Zusammenfassungen eines Luxus von Umwegen, auf denen sich diese indirekte Wahrnehmung ergeht, ohne doch zuletzt bei etwas anzulangen. Denn Seelenzustände sind interessanter

als offenkundige und wirkliche Dinge. Diese sind für jedermann, jene ein Genuß für die Auservählten, den sich unsre Leser nun mit Hilfe dieses hübschen Bändchens verschaffen können.

Novalis war ein Lieblingschriftsteller von Carlyle. Auch diesen hat Maeterlinck auf sich wirken lassen, namentlich in seinem „Schatz der Armen,“ einer Abhandlung oder besser einer Reihe von Betrachtungen, auf die wir früher hingewiesen haben (1899, II, S. 335), aber es ist der äußerliche Carlyle, der weitsehende, monologisierende, der da nachgeahmt und übertrieben wird. Was hätte wohl Carlyle zu diesen Marionettendramen Maeterlincks und ihren Figuren gesagt, wenn er sie hätte erleben können? Wären sie ihm nicht vorgekommen wie die Leute am Toten Meer, von denen er in Past and Present nach einer islamitischen Sage erzählt, die nicht den richtigen Gebrauch von ihren Seelen machten und zur Strafe dafür sie verlieren mußten? Sie sitzen nun da, zu Affen verwandelt, und demonstrieren einander bis auf den heutigen Tag in unartikulierten Lauten, daß alles ungewiß und unverständlich, und daß die Wirklichkeit Einbildung sei, und dazwischen kommt ihnen dann wohl noch bisweilen ein verworrenes Halbbewußtsein, daß sie einstmals auch eine unsterbliche Seele hatten.



Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarhaus

(Schluß)

6



eine andre Errungenschaft der letzten Jahre ist für die Eifel von so entscheidender Bedeutung geworden wie die vor nicht zu langer Zeit eröffnete Bahnlinie St. Vith-Prüm-Daun-Mayen. Sie hat eine völlige Verschiebung der wirtschaftlichen Interessen der mittlern Eifel herbeigeführt und die Kreise Prüm, Wittburg und Daun, die früher ausschließlich auf den Verkehr nach Luxemburg und dem Moseltale hin angewiesen waren, ganz oder doch teilweise in Verbindung mit der großen Völkerstraße des Rheins gebracht. In dieser Bahnlinie ist dem Lande eine Lebensader entstanden, durch die Handel und Wandel, ja sogar ein gewisser Wohlstand in die ursprünglich ärmsten Gegenden der Eifel einströmen.

Die Strecke St. Vith-Prüm ist die reizloseste. Unermeßliche Flächen Ödlands ziehen sich von den Höhen der Schneeeifel nach Süden. Von der Station Bleialf an folgt die Bahn fast ausschließlich Thälern, die zum Stromgebiet

Grenzboten I 1901

72